

Lebensdrang [Fortsetzung]

Autor(en): **Ilg, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 11

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635995>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 11
XVI. Jahrgang
1926

Bern
13. März
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bräcker, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Heimweh.

Von Gottfried Keller.

So schreite fest, umwandre
Die Welt an Wundern reich!
Kehr einst und find uns andre,
Will's Gott, uns selber gleich!

Du kennst die besten Bande,
Die Altes bindete neu:
Bleib treu dem Vaterlande,
So bleibst dir selber treu!

Lebensdrang.

Roman von Paul Igl.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

11

Emmi blieb auf der Schwelle stehen, völlig unberührt von dem, was sich dem Auge aufdrängte. Sie warf wohl einen flüchtigen Blick auf das große französische Messingbett, über das eine prächtige Guanakodecke gebreitet war, auf das Toilettenbüfett von weißem Marmor, die märchenhafte orientalische Hängelampe, das Piano, die vielen Nippfachen und Zierstücke — alle diese Beweise mütterlicher Fürsorglichkeit. — Dann sagte sie — die Angst zerbrach ihre Stimme fast:

„Warum denn hier? Ich hätt' doch so gern wieder mein Zimmer gehabt — neben dir, Mama! Ich hab' mich so gefreut darauf.“

„Aber, Herzchen, wer wußte denn — sieh, da kam Herr Link zu uns ins Haus —“

Mit einer sonderbaren Grimasse segelte die alte Magd hinaus. Man hörte sie draußen vor sich hinbrummen.

„— es ging nun einmal nicht anders!“ log Klara mühsam weiter.

Bittend schmiegte sich das verwirrte Mädchen an die Mutter, die leise, ganz leise seufzend auf einen Sessel sank.

„Aber du wolltest mich doch früher immer neben dir haben! Wir konnten uns so schön überraschen am Morgen und paudern zusammen. Ach, wenn du doch dem... dem Link sagen möchtest —“

Die Mutterseele vibrierte, blutete. Eine Weile, während Frau Klara ihr Kind zärtlich umschlungen hielt, lag es wie ein Schatten von Reue in ihren Zügen. Erinnerungen kamen und gingen, jene Stimmungen weisevoller Mutterliebe weckend, die so manches Jahr ihres Lebens ausgefüllt hatten. Es kam aus weiter Ferne her. Das war wie ein Rauschen von fallenden Blättern...

Wie hatte sie sich nur auf die Jahre trennen können von ihrem Heiligtum, sich nicht nach dem Kinde gesehnt

in namenlosem Heimweh? Wie konnte es geschehen, daß ihr eines Tages das Blut begehrlücher zum Herzen floß und das innige Gedenken ihres Kindes überschwemmte?

Da war es ihr, als blickte sie in die verzweifelten Augen des Jünglings, den ihre Seele angeworben hatte, dessen ganzes Leben ihr, nur ihr zuflöß wie ein sprudelnder Brunnen... ein Jungbrunnen ihres Herzens! Das waren so treue, schöne Dinge. Diese Augen, die unablässig wachsam an ihrer Erscheinung hingen... berauscht und entflammt. Und nun wollte sie ihnen ihr Glück entziehen, hart und kalt, als wären sie nur zu flüchtigem Zeitvertreib geöffnet worden?

Als Klara diese geheimnisvollen Fragen spürte, küßte sie ihr Kind wie zur Beschwichtigung, erhob sich aber gleich und sagte, über sich selbst erschrocken, mit Entschiedenheit:

„Bescheide dich eine Weile, mein Schatz. Mir zuliebe. Es ist ja so hübsch hier.“

Da merkte die feinfühlige Tochter, daß sie ihrer Mutter nicht mehr alles sein durfte. Eine dumpfe Angst... eine herzerzitternde... sog wie ein Schwamm ihren Mut, ihre letzten Frohgefühle auf.

Die Mutter stellte sich vor den Spiegel, ordnete ihre Frisur und führte infolge des gedämpften Lichts einige prüfende, fast kokette Wendungen aus, — weit entfernt vom Gedanken an eine Erniedrigung in des Kindes Augen.

Emmi hatte die Mama nie so geschmückt, in solcher Spiegelfeligkeit gesehen. Wie sie von Seide rauschte! Und das sinnverwirrende Parfüm, die durchbrochenen Strümpfe? — Das war so befremdend, dem Bilde unähnlich, das sie von der Mutter im Andenken behalten hatte!

Zufrieden mit ihrem Aussehen, trat Frau Klara wieder an das versonnen starrende Mädchen heran und herzte es.

Aus den sich feuchtenden Augen las sie etwas von der sprachlosen Trauer der zarten Seele.

„Bist du denn gar nicht ein bißchen froh, wieder bei mir zu sein?“ fragte Klara mit mildem Vorwurf. Wie ein Pfeil flog ihr das Kind an den Hals.

„Ich wollte, ich wäre immer bei dir geblieben, liebe, liebe Mama —“ Den Rest verweinte sie am Mutterherzen.

Ein plötzlicher, scharfer Klang: eine Saite in dem geöffneten Klavier mußte gesprungen sein; die tönte nun in langem, leise sterbendem Laut zusammen mit der schluchzenden Stimme.

Und jedesmal, wenn unten die Wirtschaftstüre ging, drang stoßweise ein schallender Lärm herauf aus den Kehlen der Gäste, die mit Gesang und ausgelassenen Scherzen die Ankunft der jungen Sichelwirtin feierten.

Fünftes Kapitel.

Im Grunde wunderte sich niemand so sehr wie Maag selbst, als sich zeigte, daß Emmi schon in den ersten Wochen fast auffällig auf des Vaters Seite trat. Er war kein Intrigant. Nie ließ er vor der Tochter ein häßliches Wort über Frau Klara fallen. Wenn er etwa — was nun häufig geschah — mit dem Mädchen über Land fuhr, vermied er es, wo immer möglich, von der Mutter zu sprechen. Das geschah freilich nicht aus Pietät, sondern aus großer Abneigung.

Aber vor allen Dingen war zu sagen, daß ihn das Kind in dieser kurzen Zeit beinahe zu einem menschenwürdigen Dasein vermocht hatte, und wer in dem griesgrämigen, galligen Alten der früheren Tage einen unheilbaren „Kostverächter“ erkannt zu haben meinte, sah sich auf einmal eines andern belehrt. Was von guten Regungen noch Odem hatte in seiner verrosteten Brust, schien wieder aufzuleben bei dem heiteren Geplauder, der duftigen Jungfräulichkeit seines Mädchens. Er hüllte seine Rundlichkeit ins teuerste Tuch, ließ sich täglich rasieren, vermehrte die Zahl seiner Verlocken und war gleich einem freigebigen Liebhaber, der seine Angebote nach ihren Wünschen ausholt. Das Spazierenfahren machte ihm viel Vergnügen. Sobald er Zeit fand und das Wetter gut war, rief er: „Was ist, Maidele? Soll ich einspannen lassen? Der Rabenwirt in Herrliberg hat guten Wein und frische Forellen. Ich wär' dabei!“ Dann fuhren sie auf dem Boß des offenen Wagens nebeneinander durch die Stadt hinaus, und Maag empfand hierbei sichtlich einen Stolz, wie ihn seine allerbesten Abschlüsse ihm nicht gewährten.

Dieses offene Bündnis hatte eine Geschichte. Der Sichelwirt — von altersher als geschickter Unternehmer schweizerischer Festwirtschaften bekannt — war ersucht worden, die Hütte eines Sängertages in Wipfingen zu leiten und hatte die kleine Aufgabe „zur Abwechslung“ angenommen. Als dann einmal bei Tisch von den Vorbereitungen zum Feste die Rede war, kam Maag auf die Idee, daß sein Töchterlein unübertrefflich alle Eigenschaften in sich vereine, um bei diesem Anlaß den Platz der „Champagniere“ auszufüllen.

Sein Vorschlag erregte Jubel und Widerspruch. Emmi, die dazu ein Winzerkostüm aus grüner Seide mit lila Samtmieder und Silberspangen tragen sollte, war gleich Feuer

und Flamme; sie fühlte sich schon umfächelt von bewundernden Blicken, und als der Vater hinzufügte, daß sie ganz allein in einem eigens geschmückten Pavillon hausen würde — „wie eine Prinzessin sozusagen“ —, da konnte sie vor lauter Entzücken keinen Bissen mehr essen. Allein Frau Klara war dagegen wie ein Windstoß.

„Ich danke für diese Bescherung!“ rief sie dem Alten entrüstet zu. „Ein netter Vater, der sein Kind zur Kellnerin abrichten will!“

Emmi war blaß geworden vor Zorn; sie hörte kaum zu, als die erregte Mutter auf sie einsprach von den Widerwärtigkeiten, denen sie ausgesetzt wäre, da sie doch jedem Laffen und wüsten Gefellen zu Diensten sein, die auslassensten Dinge mitanhören müßte. Nur eine ganz gewiegte, kokette Person, die zu animieren verstehe und sich nicht scheue, jedes Glas zu kredenzen, könne diesen Posten versehen.

Da geschah etwas Unerhörtes. Sei es, daß Emmi den mütterlichen Mahnungen kein Vertrauen schenkte oder daß sie durch das spöttische Lächeln in des jungen Vink Gesicht gereizt wurde, eine Willensprobe zu geben, sie sprang trotzig an des Vaters Seite und sagte: „Ach, Papa, ich hätte doch so gern mitgemacht!“

„Schön, es bleibt dabei!“ war dessen Antwort, kühl und lakonisch wie immer. Sie zog weiter keinen Streit nach sich. Frau Klara hatte wohl eine Weile bestürzt, entsetzt nach ihrer Tochter ausgeblickt — und war dann schweigend hinausgegangen.

Aber von dieser Stunde an schien sie von einer schweren Müdigkeit befallen, nachdenklich und gleichgültig gegen alle Welt. —

Auch Martin Vink war nicht wenig erschrocken, denn er verstand sehr gut, daß dieses kleine Ereignis nur dazu gedient hatte, ein heimlich fressendes Feuer plötzlich zutage zu fördern. Als er die mütterliche Freundin so verschlossen und verbittert sah, fand er nicht mehr den Mut, ihr zum Troste zu leben; die Furcht, ihr Herz möchte sich nun vollends gegen ihn wenden, hielt Martin von ihr zurück. Er tat seine Pflicht im Kontor, in der eiteln, törichtten Hoffnung auf bessere Zeiten.

Indessen, am letzten Sunitag, vier Monate nach seinem Eintritt ins Maagische Haus — es war am Vorabend des Wipfinger Festes — wurde er ganz unvorbereitet vor die peinlichste Entscheidung gestellt. Ohne vorausgegangene Zwistigkeiten, mit der unglaublichen Bedeutung, daß er die Geschäfte fortan wieder allein zu führen gedente, forderte Maag sein Faktotum auf, sich bald nach einer andern Stellung umzusehen.

„Wenn Sie willens sind, gleich auszutreten — was vielleicht das beste wäre —, so will ich Ihnen das Gehalt fürs ganze Vierteljahr auszahlen. Befinnen Sie sich. In einer Stunde können Sie mir Bescheid sagen!“ fügte der Spekulant mit kaltem Gleichmut hinzu, schloß die Rechnungsbücher in den Geldschrank und trat dann, Links Entsetzen scheinbar nicht beachtend, ins Restaurant.

Martin wußte nicht, wie ihm geschah. Er kam sich grausam verraten vor.

„Ich verstehe das aber nicht —“ stammelte er heiser, während der Herr die Tür rücksichtslos zumachte.

Langsam, wie unter einer Riesenlast, ging er hinauf in die Wohnung. Doch schien außer der Magd niemand oben zu sein. Da beugte er sich über eine Fensterbrüstung und blickte wie ein Blödsinniger mit verglasten Augen in die leuchtenden Farbenspiele der Dämmerung — nach den belebten Anlagen am Sihl-ufer, wo die Liebespaare auf und ab schritten. Durch das kräftig ausgebrochene Blattwerk der Kastanienbäume sickerte da und dort noch ein roter Strahl, der tauchte dann in den schneeigen Schaum einer Welle, so daß es funkelte wie von einem Sprühregen winziger Kristalle. Auf den Scheiben und Glasdächern der Villen am Zürichberg ruhte noch ein blendender Glanz. Feueräugige Ungeheuer blinzelten und blickten hernieder auf die Stadt.

Martin stierte lange verständnislos in diese melancholische Schönheit des Sommerabends.

„Was soll jetzt aus dir werden?“ fühlte er mit Grauen. Da er sich keinerlei geschäftliche Verhältnisse vorzuwerfen hatte, fiel es ihm nicht schwer, den Grund der plötzlichen Entlassung zu erraten.

Der junge Mann überdachte seine Lage so gut es immer ging im Sturm der Gefühle; alles zitterte an ihm und schien ihn verlassen zu wollen — wie in einem brennenden Hause ging es zu. Aber nach kurzer Zeit kam er so weit, sich einzugestehen, daß nichts erbärmlicher, lächerlicher wäre, als seinen Schmerz in Troß und Empörung auslaufen zu lassen. Diese Erkenntnis kam ihm teuer zu stehen. Er war nahe daran, laut aufzuschreien.

„Was soll nun aus mir werden!“ echote es immerzu in seinem zerrissenen Herzen, jedoch ohne den Gedanken an die materiellen Vorteile, die er einbüßte. Längst war ihm ja die erniedrigende Tätigkeit bei Maag zum Ekel geworden. Auch die Hoffnung, durch seinen Meister zu Reichtum zu gelangen, hatte seine Einsicht längst als wertlos fallen lassen müssen.

Wohl hatte sich der junge Mann gar lange in einer Art Hypnose befunden angesichts der fast mühelos erzielten Riesengewinne des Spekulanten. Seine Vorstellungen eines späteren Lebens gingen zu gerne davon aus, als könnte es möglich sein, jetzt, so recht in aller Jugend, glückliche Jagd zu machen, um schließlich mit den geborgenen Schätzen, den unversagbaren Schlüsseln zu den herrlichsten Genüssen, dem Bann der Erwerbsucht zu entfliehen, mit unverbrauchten Sinnen in ein besseres Leben zu tauchen. Und besonders genießen wollte er in ungetrübter Schönheit, nicht mehr in demütigen Schauern nur träumen von den Freuden des Daseins... so wie er, halb Knabe noch, oftmals vor den Pforten der Tonhalle, des Theaters stand, sich hineinsehend in das Gepränge mit glühender Phantastik und Inbrunst — und doch überwältigt, eingeschüchtert, fast schwindelig beim Anblick der eleganten, gewandten, geschmückten Welt von Reichen und Vornehmen.



Winters Ausklang.

(Phot. Alb. Steiner, St. Moritz.)

Nun hatte aber eine mähliche Ebbe der Energie sein Hoffen schwinden lassen. Er war müde, abgehekt von den Millionenträumen, den schlaflosen Nächten, niedergedrückt von der gemeinen Geschäftigkeit seiner Tage. Zu Zeiten, in denen er Furcht und Grauen vor seinem Leben empfand, flüchtete er an den Spieltisch oder betäubte sich im Weingenuß. Sein Auge hatte das Milde, Aufrichtige verloren, seine Züge zeugten von steter Unruhe, und die schnell zusammengeputzte Eleganz seines äußeren Wandels ersetzte schlecht das bescheidene, zurückhaltende Auftreten von ehemals. Dies alles sagte ihm sein besseres Selbst in Stunden redlicher Einsicht.

Was ihn so lange die peinlichsten Demütigungen ertragen ließ, war einzig seine leichtfertige, sorglose Liebe zu Klara. Geradezu kindlich hatte er sich bisher gewehrt gegen die deutlich winkende Notwendigkeit, eines Tages vollends zu brechen mit dieser Leidenschaft. Jetzt stand er plötzlich dicht davor, hilflos, entwaffnet, ohne jeglichen Lebensausblick, voller Verzweiflung.

„Nun kannst du einpaßen!“ sagte sich Martin mit einer Phraze, wie um sich selbst zu verhöhnen; als er aber gleich



Die Erker beim Zeitglockenturm und an der Ecke Kramgasse-Hotelgasse.

darauf fühlte, daß dies in der Tat bitterer Ernst war, fing er heftig zu weinen an. Er hörte es nicht, als die Stubentür ging und schien nicht zu bemerken, daß sie eintrat, um die seine Tränen flossen. Den Kopf in seinen Armkreis auf den Tisch gelegt — so weinte er wie ein Kind, dem ein heiß Begehren versagt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Bauliche Kuriosa in Bern.

Wenn im Sommer der Fremdenstrom durch unsere Stadt flutet und wir am Zeitglocken oder anderswo Gruppen von interessierten Besuchern stehen sehen, dann kommt uns jeweilen neu zum Bewußtsein, daß Bern den Ruf einer schönen Stadt — der schönsten Schweizerstadt, wie gelegentlich behauptet wird — genießt. Gerne lassen wir uns sagen, was die Fremden als besonders schön und interessant an unserer Stadt bewundern. Wir wissen, es sind die breiten, brunnengeschmückten Straßen, die Bauten, die Türme, das Münster, die Brücken, das Alpenpanorama. Es sind diese Eigenheiten unserer Stadt, die in diesem Zusammenspiel nirgends sonst zu finden sind, die ihr den Charakter geben und die wir darum schätzen und wachsam behüten.

Aber diese historisch gegebenen großen Charakterzüge machen es nicht allein; dem fremden Besucher begegnen auf Schritt und Tritt bauliche Kuriosa, die ihn seine Schritte anhalten lassen und ihm bewundernde Ausrufe

entlocken. Wir Berner gehen vielleicht tagtäglich an diesen Dingen vorüber, ohne sie zu beachten. Es mag darum nicht überflüssig sein, auf gewisse Einzelheiten, die mithelfen, das äußere Bild unserer Stadt aufzubauen, wieder einmal hinzuweisen.

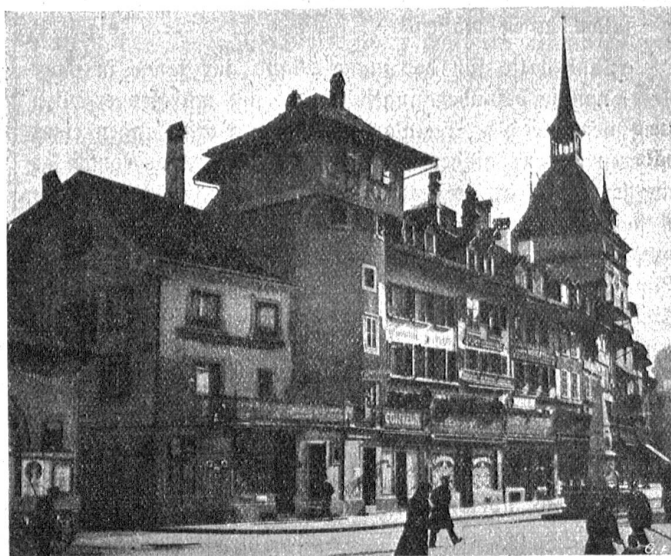
Wir greifen nur einige wenige dieser Einzelheiten heraus und belegen sie mit Abbildungen, die dem großzügigen Bilderwerk „Das Bürgerhaus im Kanton Bern“, herausgegeben vom Schweiz. Ingenieur- und Architektenverein und verlegt bei Drell Fühl, Zürich, entnommen sind.

Die Stadt Bern besitzt nur drei architektonisch bemerkenswerte Erker. Der Brunkerker an der Kehlergasse (Nr. 32) wurde zu Anfang des 16. Jahrhunderts erbaut und hat den reichen Bankier und Ratsherrn Bartholome May zum Bauherrn. Zur Seite des den Erker auf seinem Budel tragenden Narren steht die Jahrzahl 1515, während die Schrift des Spruchbandes (Original jetzt im historischen Museum) unkenntlich geworden ist. Die Vollendeforation an der Kehle der Bögen ist (nach Professor Türler) aus der Zeit des Baues, aber der heutige steinerne Abschluß mit dem Helm datiert erst von 1895. Der Erker ist das Schmuckstück der Kehlergasse, und es ist selbstverständlich, daß er auf dem Verzeichnis der geschützten historischen Denkwürdigkeiten steht.

Der spätgotische Erker neben dem Zeitglockenturm (s. nebenstehende Abb.) stammt nach seinem älteren unbekannten Wappen (Hund mit Halsband) und der schönen Maßwerkfüllung darüber zu schließen ebenfalls aus dem Anfang des 16. Jahrhundert. Im 16. und 17. Jahrhundert gehörte das Haus einer Familie Tribolet, deren Wappen (in Gold ein blaues mit silbernem Kreuz belegtes Pflugeisen) unter dem erstgenannten die Schmalseite des Erkers zwischen den Fenstern schmückt.

Der Erker an der Ecke Kramgasse-Hotelgasse (siehe nebenstehende Abb.) zeigt am Rnause die Inschrift „angefangen am 3. tag hornung 1562. iar und usgemacht am 1. wintermonat im 1564. iar durch meister Frank Zumstein aus Ffiss.“ Das Datum bezieht sich auf den Bau, den Simon Zehender, Mitglied des Großen Rates, ausführen ließ. Im Jahre 1907 wurde das Haus durch Architekt Indermühle in glücklicher Weise umgebaut und ergänzt. Damals erhielt die Mauerfläche gegen die Hotelgasse das große Landsnechtebild von E. Lind.

Die untenstehende Abbildung zeigt den sogenannten Holländerturm am Waisenhausplatz. Er stellt einen letzten Rest der zweiten Befestigungslinie dar, die die unter der Herrschaft Peters von Savoyen (zirka 1256) entstandene erste Stadterweiterung abschloß, ist also zweifellos eines



Der Holländerturm am Waisenhausplatz